

Die seltsame Idee des Malers von Gunten

Autor(en): **Frima, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 50

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die seltsame Idee des Malers von Gunten

Von PAUL FRIMA

Wenn man von der Altstadt nach dem alten Gottesacker spazieren will und die Vorstadt mit den schmucken Erkern hinter dem Schwalbentorturm verschwunden ist, so findet man auf dem Weg rechter Hand ein älteres Haus. Ein kleiner Vorgarten ist ihm vorgelagert und über dem Eingang wölbt sich ein eisernes Schild, auf welchem in grossen Lettern zu lesen steht: „Gasthof zum Flügelrad“, das zugleich verkündet, dass man hier seinen Durst löschen kann. Tritt man ein, so kommt man in eine braungetäfelte Wirtsstube, in welcher noch ein grosser alter Ofen mit buntem bemalten Kacheln steht, dieser Raum strömt altväterische Gemütlichkeit aus und so erstaunt es keineswegs, dass hier einige Menschen, die aus dem Zeitalter Gottfried Kellers zu stammen scheinen, ihr Hauptquartier in Form eines Stammtisches aufgeschlagen haben. Jeden Donnerstag versammelten sich hier die Herren und auch am letzten Donnerstag vor Weihnachten waren sie da anzutreffen. Sie galten als Prominente des Städtchens und hatten den schönsten Tisch in der gemütlichen Ecke mit Beschlag belegt. Dort hing an der Wand auch das Porträt ihres Schutzpatrons, des Dichters Gottfried Keller. Vier von den Herren verehrten den Dichter, weil er wie sie ein Jungesellendasein geführt hatte, einer, weil durch den Stadtschreiber von Zürich erwiesen war, dass man zugleich Staatsbeamter und Poet sein könne, und der Maler von Gunten schliesslich, weil er ein umgekehrter Gottfried Keller, als Dichter begonnen hatte, nun aber ein geachteter Maler geworden war, alle sechs Gäste aber sprachen gleich Gottfried Keller dem Wein mit Andacht und Verstand zu. Es war üblich, dass die vier Jungesellen über die beiden „Ehekameler“ — von denen das eine, der Maler, bereits Grossvater war — spöttelten. Das war so das ganze Jahr über, erst einige Wochen vor Weihnachten besserten sich die „bösen Buben“ weil sie abwechselnd je zu zweit bei den Verheirateten das Weihnachtsfest verbringen durften und so ihre Verlorenheit und ihr Einsamsein weniger spürten. Das ganze Jahr über waren sie gerne die ledigen Vögel, aber zu Weihnachten waren sie doch alleweil gerne in einem Ehekäfig eingesperrt gewesen.

An diesem letzten Donnerstag nun vor Weihnachten fürchtete Dr. Jonas Tigerli, der sich als Journalist betätigte, dass er den Maler von Gunten „vertäubt“ und sich vielleicht gar ein schönes Fest in Familienkreise verschert habe. Dr. Tigerli hatte vor einigen Tagen im Feuilleton des Stadtanzeigers von „der seltsamen Idee eines Malers“ berichtet, zwar keinen Namen genannt, aber seinen Bericht doch so abgefasst, dass jeder merken musste, wer gemeint war. Von Gunten hatte die Gewohnheit, alljährlich zu Weihnachten ein paar geschmückte Weihnachtsbäumchen in den hilfsbedürftigen Vierteln der Stadt aufzustellen, in irgendeiner Mauernische, vor irgendeiner Tür. An diesen Bäumchen baumelten kleine Geschenke, nützliches und weniger nützliches, manchmal eine Flasche Wein oder ein Päckli Stumpen. Als von Gunten endlich die Wirtsstube „zum Flügelrad“ betrat, musste er sich erst die Brille reinigen, die sich mit einem Belag überzogen hatte, dann reichte er allen die Hand, zuletzt dem Journalisten Dr. Tigerli, der sogleich den Stier bei den Hörnern packte, und sagte: „Nimm mir die Sache nicht krumm, ich hab's nur gut gemeint, ich wollte bloss andeuten, dass wir gerade in diesem Winter nicht genug solcher „seltsamen Ideen“ gebrauchen können.“

„Schon gut,“ knurrte der Maler, „ich hab's jetzt ziemlich verwunden. Aber meine Frau habe ich jetzt gründlich über dich aufgeklärt, denn sie hat dir doch die ganze Sache erzählt — warum ich das aber mache, das will ich Euch heute erzählen, wenn Ihr's hören wollt.“ Die Herren

nickten und sogen an ihren Zigarren und Stumpen, pafften blauen Rauch in die warme Stube. Am begierigsten war Dr. Tigerli, den Grund zu erfahren, denn er sah sich schon als Biograph des bekannten Malers von Gunten, dessen letztes Bild sogar im Empfangszimmer des Bundespräsidenten hing, und munterte den Maler auf, die Sache zu erzählen. Umständlich zündete sich nun von Gunten ein Pfeifchen an, tat einige kräftige Züge und begann also: „Mein guter Vater hatte sich in den Kopf gesetzt, dass sein Bub Lehrer werden sollte — Väter haben oft seltsame Wünsche und Aspirationen für ihre Kinder bereit — so klebte ich fünf Semester an der Universität, hielt mich — da ich einigermaßen anständige Aufsätze schrieb — für einen angehenden Dichter. Wild genial lief ich herum, mit flatternder Krawatte — einer sogenannten Talentwindel — und mit flatternden Haaren. Und dann entdeckte ich urplötzlich mein malerisches Talent, quittierte den Besuch des Kollegs und nannte mich nun stolz „Maler“, hielt mich für einen Auserwählten und schrieb dem Vater einen tollen Brief. Er schrieb zurück: „Sieh zu, Du Esel, wie Du ohne Geld und ohne die Einwilligung des Vaters weiterkommst.“

Ich war tapfer und Idealist, wie sich das für einen Zwanzigjährigen gehört und hungerte. Meine Mutter war damals schon tot. Sie hätte es wohl nicht ausgehalten, mich in Not zu wissen und hätte mir sehr wahrscheinlich Fresspakete zukommen lassen. Mein Vater hielt es so ganz streng genommen auch nicht aus und sandte mir 1000 Franken, die mir als mütterliches Erbteil beim 21. Geburtstag zugestanden hätten, und liess mich wissen, dass dies das letzte Geld sei. Als ich Geld hatte, ging es mir eine ganze Weile gut. Ich glaubte, Künstler sein sei damit identisch, gut zu leben, mehr als gut zu leben und wenig, dafür genial zu arbeiten. Nun, junge Leute haben ja solche Spleens. Ich hatte eine Bude, nannte sie stolz Atelier, dabei war es ein Estrichverschlag, dessen Holzroste ich mit Zeitungspapier und Tapeten überklebt hatte, ich schlief auf einer Matratze, die ich bei einem Trödler erworben hatte — es war so eine Art Genieschragen, drauf ich im Sommer lag, Zigaretten rauchte und Tee trank und mit Freunden und Freundinnen diskutierte.

Je mehr jedoch die Wärme der Jahreszeiten abnahm, desto kleiner wurden meine Finanzen. Und so kam das erste Weihnachtsfest heran, das ich als freier Künstler verbringen sollte, und bei allem jugendlichen Rebellenhochmut hatte ich Heimweh nach dem bärbeissigen Alten und auch Mitleid, weil er nun Weihnachten so ganz allein feiern musste. Er hatte natürlich nicht geschrieben und ich wollte ebenso graniten sein. Und dann stand Weihnachten vor meiner Tapetentür. Es war der 23. September, ein Sonntag, das war die letzte Frist, zu welcher ein väterliches Telegramm zu erwarten war, aber es kam keines. Umsonst wartete ich den ganzen Tag. Als auch am 24. mittags noch keine Nachricht eingetroffen, war mir ein wenig sonderbar zu Mute. Ich panzerte mich mit Erz und ging in die Stadt, wo ich mir den ersten eigenen Weihnachtsbaum kaufen wollte, denn ich war über dieses Fest des verstossenen Sohnes ein wenig gerührt. Aber es war in der ganzen Stadt kein Tannenbäumchen mehr aufzutreiben, an zwanzig Verkaufsstellen waren die letzten Nadeln weggefeigt worden. So verzichtete ich auf weiteres Rekognoszieren und stieg zu meiner Estrichwohnung hinauf, wo das Feuerchen im eisernen Ofen längst ausgegangen war. Seit diesem Ofen bin ich ein Fanatiker des Feueranmachens — und ich wundre mich darüber, dass die Zeitung noch nie etwas davon gebracht hat. Mit dem Erlös meines ersten verkauften „Oelschinkens“ hatte ich mir noch etwas Holz beschaffen

können und heizte nun, dass der Schnee auf dem Dach zu schmelzen begann, dann legte ich mich auf meinen „Genieschragen“ und las irgend ein Buch. Das war mein erstes Weihnachtsfest im eigenen Heim. Drei Tage nach dem Fest ging ich durch den vorderen Hof und sah da einen Tannenbaum in einer Ecke stehen — wahrscheinlich hatte eine reinliche Hausfrau genug Nadeln gewischt und das stachlige, raumsperrende Ding in den Hof gestellt. Ich wartete bis es richtig dunkel geworden war und holte dann das Tännchen herauf, eilte zum nächsten Laden und kaufte Flitter und Kugeln — die Bedienung sah mich mit grossen Augen an, dass ich drei Tage nach Weihnachten mir Christbaumschmuck beschaffte, jedenfalls glaubte ich es nötig zu haben, eine Ausrede aufzutischen und murmelte etwas von umgefallenem Christbaum. Mit drei Tagen Verspätung beging ich dann den heiligen Abend.“

„Und seitdem also und zum Andenken an diesen gefundenen Baum,“ rief Dr. Jonas Tigerli gerührt und begeistert, „seitdem stellst du in unserer seelenlosen Grossstadt Weihnachtsbäume auf? Für Maler, wie du einer warst —

Maler willst du sein und bist doch ein Poet geblieben, und es geht dir also doch wie unserm Sankt Gottfried da oben.“

„Aber das ist noch nicht das Ende meiner Geschichte. Am 27. vor Torschluss erlebte ich doch noch eine grosse Freude, mein Vater suchte mich nämlich in der Estrichwohnung auf. Ganz plötzlich war er da. Wenn der Sohn zu stolz ist zum Vater zu kommen, dann kommt eben der Vater zum Sohn. „Vater,“ heulte ich, „ich konnte doch nicht wissen, dass du mich „verlorenen Sohn“ erwartest.“ Und er antwortete: „Das konntest du nicht wissen, mein lieber dummer Bub, wenn Weihnachten nicht das Fest der Versöhnung ist, dann ist es freilich nur der Weihnachtsgeschäfte wegen da und ein Mumpitz!“

Ich habe es mir gemerkt — und seitdem es mir besser geht — bemühe ich mich alle Weihnachten darum, unbekanntem Menschen Freude zu bereiten — das ist die seltsame — Dr. Tigerli wollte wohl sagen „fixe“ — Idee des Malers von Gunten! Und ich hoffe, dass mancher so froh um meine Tannenbäumchen sein wird — wie ich es damals war, als es mir schlecht ging.“

Bi de-n- „Ussland-Bärner“ im Züribiet

Der „B.V.Z.“ (Bärner-Verein Zürich) het letschthin sy gross Tag gfyret. Dibr wärdet ech a das farbefröidige, läbige Völchli hoffetlech no vom Bärnfescht nache bsinne.

Der Presidänt Kindler het scho lang mit em Vorschtand und de Vereinsmitglider yferig gschaffet gha; und ds Chindvodere-n-Arbeitischen erfolgryche Bärner-Aaben-i der Stadthalle gsi.

Es isch eim wäger ganz gschpässig ängg im Schilee worde; so isch eim ds Härz uufgange, we men-all die heimelige, prächtige Bärnertrachte gseh het. D'Zürcher si ja nätti Lüt, u schön isch's ou im Züribiet.

Aber Bärnerland git's halt doch numen-eis!

Dä Ton het me dür alles düre möge gmerke. Wenn e Verein öppis los het, so führet er öppis uuf. Der Bärner-Verein macht da nid öppis anders. U ufgführet hei si „Die zwöiti Frou“ vom Emil Balmer. U me darf de sauft säge: Ds Bärner Heimat-schutz-Theater hätt' das Schtück sicher nid besser chönne bringe. Es isch ganzi Arbeit gsi, was die Bärner da zwägbracht hei. Mit Yfer hei si gschpielt; und wenn ds Leni ou im Zivylläbe-n-eso ne böse Ribel isch wie uf der Bühne, so hei syner Lüt sicher nüt z'lache. Oeppis Chöschtlechs isch o ds „Marei“ gsi. Es het eim chönne tüeche, es sygi us eneme Gotthälfbuech drus-brönnt. Doch hei ou die andere Schouschpüler ihres Liecht

nid ungereme Chübeli gha. Sie hei sech alli ohni Usnahm i ihri Rollen-ygläbt. Ihren Erfolg isch so gross gsi, dass si das Schtück Mitti Dezämber no einisch ufführe.

Ds Theater isch mit Lieder u Jodle ygrahmet worde. Sogar d'Bärna het sech ineme schöne Gedicht no pärsönlech bedankt für die Gratulatione, wo-nere d'Züri-Bärner im letschte Summer zu ihrem Geburtstag bracht hei.

Churzum, alli hei ihres Beschte gä. Sowyt die Aktive. Ds Publikum hingäge hätti sich echly meh chönne zäme näh.

Oeppis na de-n-elfe het me dänne gruunt u d'Musig vom Bärnerverein Baden isch zuechegstange. No vor Mittinacht het men-afa tanze, und wil's ou ds Züri nid luschtig isch, bir Verdunklig hei z'ga, so hei die meischte grad düre-gmacht, bis es dusse het afa heitere. Me-n-isch hübscheli gäge heizue, mit enere Hutte voll neue, schönen Ydrück u het müesse säge: „Geschter am Aabe bin-i erscht hütt am Morgen i ds Bett!“

Die ganz Tüechtige sy am Namittag z'Dübedorf usse zäme cho, u no einisch het me tanzet und gliedet. Langsam isch's Aabe worde. Me het a Mändig u a d'Arbeit müesse danke. Für ne Zytlang

het me gnue gfeschtet, und zfriden isch me wider hei, für am Mändig ke Kater müesse z'goume.

H. Greiner, z.Z. Zürich

In jede Berner Familie gehört

Die Berner Woche

Bestellen Sie ein **Abonnement**, damit Sie die Zeitschrift jeden Samstag ins Haus zugestellt erhalten

Günstige Versicherung, speziell für Kinder

Bestellschein: * für 1 Jahr Fr. 15.—
 Ich abonniere die * für ½ Jahr Fr. 7.75
 „Berner Woche“ * für ¼ Jahr Fr. 4.—

Der Betrag * wird heute auf Postcheckkonto III 466 einbezahlt —
 * ist durch Nachnahme zu erheben. — * Interessieren Sie sich für die
 Versicherung? Ja — Nein. * Nichtzutreffendes streichen.

Adresse: _____

Ort und Datum: _____

In offenem Umschlag als Drucksache mit 5 Rp. frankiert senden an
 Verbandsdruckerei AG., Abt. „Berner Woche“, Laupenstrasse 7a, Bern